

Standard 19. 02. 2000

## Das verlorene Paradies

Erika Wimmer macht sich auf ins  
Hochland. *Von Stephan Hilpold*

Ein altes Spiel: Stadt gegen Land, Land gegen Stadt. Mal steht die städtische Offenheit gegen die ländlichen Abgründe, mal das dörfliche Miteinander gegen die triste Großstadtwüste. Je nach Bedarf oder Ideologie.

Erika Wimmer, Autorin und Literaturwissenschaftlerin aus Südtirol, seit 1976 in Innsbruck lebend, kennt die Regeln dieses Matches. In ihrer ersten längeren Erzählung *Manchmal das Paradies* lässt sie eine aufgeklärte Stadtfraktion auf dumpfe Dorfbewohner los. Bis ihre weibliche Hauptfigur erkennt, wie lächerlich ein solches Spiel doch ist.

Am Anfang ist alles klar: Wimmer versetzt ihre Ich-Erzählerin, eine Berliner Streetworkerin, Lebens- und Gelegenheitskünstlerin ins Tiroler Hochland und schaut zu, was passiert: „Wie fremd“ sie sich zwischen all den Holzbalkonen vorkommt, wie sie langsam die bauchfreien T-Shirts gegen Zünftigeres eintauscht und schließlich dem „Drang, einen Vorhang zur Seite zu schieben“, nachgibt.

Die Stadt-Land Partie hat sich ausgespielt. Die Wahrnehmung des Tiroler Feriendorfs überlagert sich mit Erinnerungen der eigenen Kindheit auf dem Land und der Arbeit als Künstlerin in der Stadt: das dumpfe Schweigen der Eltern von damals, der Alkoholismus des einen Bruders und der Inzest mit dem anderen, später die abgebrochenen Studien und die vielen „Hungerjungs“ im Bett. Die Erzählfetzen wirbeln, ironisch gebrochen oder als intimer Seelenstriptease.

Zusammenhalten soll dieses Themen-Potpourri eine Liebesgeschichte. Humen, der blasse Geliebte, sei „nicht von der smarten Sorte“, wird uns mitgeteilt, ihn interessiert der ländliche Raum ebenso wenig, wie das gigantische künstlerische Projekt, zu dessen Verwirklichung er nach Tirol geschickt wurde. Die Liebesgeschichte fällt dementsprechend unaufregend aus - von der Erzählerin wird sie als „nichts Besonderes“ charakterisiert. Humen, der Großstadtmensch, soll wohl das verkörpern, wovon sich die Erzählerin im Laufe ihres Aufenthalts verabschiedet: die Teilnahmslosigkeit dem eigenen Empfinden, der Vergangenheit und der Kunst gegenüber.

Dass Wimmer sich auf keines ihrer Themen festlegen will, ist der Schwachpunkt ihrer Erzählung: Zu vieles reißt sie an, ohne es überzeugend zu verbinden. Wenn am Ende allerdings Kunst im dörflichen Rahmen thematisiert wird, gewinnt die Erzählung wieder Boden unter den Füßen. Denn Kunst - und darin liegt die Pointe in Wimmers Erzählung - fungiert als Mittlerin zwischen den einzelnen Polen. Die Ich-Erzählerin schweißst und schmiedet in ihrer Werkstatt in Berlin Skulpturen aus Altmetall, die eine nach der anderen in der Erzählung beschrieben werden. Sie sind Symbole der Erinnerung und schlagen eine Brücke zwischen den Erfahrungen in der Stadt und auf dem Land. Konsequenterweise am Ende dann, dass Wimmer Johannes E. Trojer, diesem umtriebigen Osttiroler Kulturschaffenden, ihre Referenz erweist. Jenem also, der Stadt und Land zusammendachte und gezeigt hat, dass es Wege gibt, „wo auch Dörfer Welt sind“ (Anita Pichler).

■  
*Erika Wimmer, *Manchmal das Paradies*. Erzählung. öS 197, -/126 Seiten, Deuticke, Wien-München 1999.*